

Sylvia Renz

MARIA,
die Frau aus Magdala

SCM Hänssler

Kapitel I



Maria drückte sich in den Schatten der alten Mauer und zwang sich zur Ruhe. Der schnelle Lauf hatte sie erhitzt, sie schob sich die feuchten Locken aus der Stirn. *Diese Rennerei bin ich nicht mehr gewohnt*, dachte sie. *Früher musste ich oft um mein Leben laufen, wenn die Bauern mit Dreschflegeln und Prügeln hinter mir her waren. Dann warfen ihre Frauen Steine und Lehmbrocken und schrien »Hexe! Hexe!«, bis sie heiser waren. Sie haben mich nie erwischt, immer war ich eine Spur schneller, immer konnte ich ihnen entkommen. Oder ich hab mich zwischen den Felsen versteckt, bis sich die Meute zerstreut hatte. Manche Nacht habe ich in den Grabhöhlen verbracht. Dort hat mich keiner gesucht, denn die Dorfleute sind abergläubisch und fürchten sich vor bösen Geistern. Davor fürchte ich mich auch, aber noch mehr Angst habe ich vor Menschen, die mir Böses wollen.* Sie warf einen Blick über die Schulter, verfolgte mit den Augen den Weg, den sie soeben genommen hatte: quer durch den Olivenhain, vorbei an der Laube unter der Trauerweide, die an längst vergangene Nächte erinnert, sobald der Wind über ihre Zweige streicht.

Das weiße Haus blitzte durch die Zypressen, doch hatte es sie schon lange nicht mehr anlocken können. Die Fensterhöhlen auf der Hinterseite waren schwarz und leer. Simon, der Herr des Hauses, saß wohl in der vorderen Halle, ganz in seine Buchrollen vertieft wie immer, und seine Haushälterin war sicher längst schlafen gegangen. Es war spät genug.

Deshalb konnte sie es wagen, über den Hof zu huschen bis zur Mauer und im Efeu nach der heimlichen Tür zu tasten, die hinüber zum anderen Grundstück führte. Sie hatte den Riegel leise zurückgeschoben und wollte gerade die Tür aufstoßen, als ein schwarzer Schatten auf sie zugestürmt kam und bellte, als wollte er das ganze verschlafene Dorf aufwecken – der Hund! Wie konnte sie den Hund vergessen! Sie wehrte ihn mit dem Ellenbogen ab und sagte mit unterdrückter Stimme: »Schsch ... sei still ... du weckst ja das ganze Haus!« Sie hielt ihm die Hand unter die Schnauze, damit er ihren Geruch aufnehmen konnte. Ob er sie noch erkannte? Er hielt inne und jaulte kurz, dann wedelte er mit dem

Schwanz und sprang an ihr hoch, leckte ihr Hals und Kinn. *Wenigstens einer, der mich willkommen heißt.*

Im Haus war ein Fenster hell geworden, jemand stieß die Tür auf, der Lichtkegel wuchs über den Boden bis fast zu ihren Füßen hin. »Barras?«, rief eine Männerstimme in die Nacht. »Barras, was ist?«

Simons Stimme. O nein. Nicht jetzt, nicht heute. Am liebsten nie wieder. Sie gab dem Hund einen leichten Klaps. »Lauf wieder nach Haus«, flüsterte sie. »Nun geh schon!«

»Ist da jemand?« Das kam drohend. Endlich hatte der Hund begriffen und lief zu seinem Herrn zurück, der wartend in der Tür stand. Barras leckte ihm die Hand und drückte sich an sein Bein, bis der Mann die Öllampe zur Seite stellte und neben dem Hund in die Hocke ging. Es gab ihr einen Stich, als sie sah, wie zärtlich die Finger durch das Hundefell glitten.

Alle im Ort hatten sich damals mokiert; niemand konnte begreifen, wie man einem Hund so viel Zuneigung entgegenbringen konnte. Hunde waren in den Augen aller anderen ekelhaft, denn sie nährten sich meistens von Abfällen und schnüffelten im Schmutz herum. Für die Dorfbewohner waren sie gerade gut genug für einen Tritt oder einen Boxhieb aus schlechter Laune.

Doch Simon dachte anders. Für ihn war Barras kein Geschöpf der Hölle, auch wenn er grausig knurrte und jedem Angreifer seine scharfen Zähne ins Bein schlagen würde. Sie hatten den kleinen Hund bei ihrem zweiten gemeinsamen Spaziergang im Olivenhain gefunden – blutig gebissen, ausgehungert und völlig entkräftet. *Ich werde nie vergessen, wie er neben dem Fellbündel auf der Erde kniete. Es kümmerte ihn nicht, dass die spitzen Steine in seine Knie drückten und seine Robe staubig wurde. Als gäbe es in diesem Augenblick nichts, was wichtiger wäre, fühlte und tastete er an dem halb toten Welpen herum, suchte nach einer Spur von Leben. Und der Ausdruck seiner Augen, als er einen schwachen Herzschlag fühlte – so schaut einer, der nach langem Irrweg in der Wüste endlich die Oase sieht.* Unendlich sanft hatte er das zitternde Tier hochgenommen und nach Hause getragen. Er hatte den Welpen mit lauwarmem Wasser gewaschen, seine Wunden mit Öl betupft und ihm Tag und Nacht löffelweise Ziegenmilch eingeflößt. Der Welpen hatte überlebt und war zu einem starken Hirtenhund herangewachsen, dessen schwarzes Zottelfell glänzte, weil es täglich gebürstet wurde. Schließlich war er so gut erzogen und gezähmt, dass er aufs Wort gehorchte. Und so hatte sie alle Angst vor dem Hund verloren, hatte sogar gelernt, ihn zu lieben. Ihn und seinen Herrn.

Aber das war lange her...

Die Tür fiel zu, das Licht im Fenster erlosch, und sie konnte endlich wieder frei atmen. Langsam stieß sie die Pforte auf, die zum Nachbargrundstück führte, und huschte hindurch.

Hier kannte sie jeden Strauch und jeden Stein. Am liebsten wäre sie den Kiesweg entlanggegangen, der sich den Hang hinaufschlängelte bis zum Haus, aber der Mond hatte die Wolken beiseitegeschoben und sah ungehört auf sie herunter. *Es ist zu riskant. Ich schleiche mich lieber an der Hecke entlang*, dachte sie. *Am Ende sieht mich noch jemand, das wäre peinlich.*

Sie dachte an ihren letzten Besuch im Elternhaus – vor zweieinhalb Jahren. Der Bruder war damals verreist gewesen, die ältere Schwester hatte bei ihrem Anblick die Nase gerümpft. »Was willst du hier?«

Maria, der sonst die Antworten zuflogen wie die Pfauenaugen dem Sommerfliederstrauch, hatte gestammelt: »Ich wollte nur... noch einmal... das alles... sehen –«, und sie hatte auf den Garten gezeitigt, auf das Haus.

Die Schwester presste die Lippen zusammen und stieß die Tür auf: »Bitte«, sagte sie kühl, nahm ihren Einkaufskorb hoch, als hätte sie Angst, er könnte ihr gestohlen werden – oder durch den Schatten der liederlichen Schwester verunreinigt –, und ging fort, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Da hatte Maria die Tränen nicht zurückhalten können. Schluchzend lief sie durch alle Räume bis hinauf in ihr Mädchenzimmer und warf sich quer übers Bett. Doch ihr war, als wichen selbst die Polster und Kissen vor ihr zurück. Der Bronzespiegel war inzwischen erblindet, der kleine Waschtisch aus Marmor hatte einen tiefen Sprung bekommen. Die große Empfangshalle atmete Kühle, die Küche blieb still und stumm und nicht einmal im Zimmer des Bruders hatte sie das Gefühl, nach Hause gekommen zu sein: Die Amphore aus braun glasierter Keramik, in der sie an jedem Morgen frische Gartenblumen arrangiert hatte, lag verstaubt in einer dunklen Ecke. Und das schwarze Holz des niedrigen Hockers war stumpf geworden, sein Sitzbezug aus grüner Seide zerklüftet. Wie gern hatte sie hier gesessen und ihrem Bruder zugehört – aber das war lange her. Der Raum roch fremd und abweisend. So ging sie davon und schwor sich: *Nie wieder.*

Warum bin ich jetzt zurückgekommen? Eine verrückte Idee. Was will ich hier? Sie verstand sich selbst nicht mehr. Werde ich langsam sentimental? Weil ich an unsere Eltern denke, die ich viel zu früh verloren habe? So wie die

Unschuld meiner Kinderjahre? Was suche ich hier? Antworten auf die Frage »Warum«? Was zieht mich zurück in dieses andere Leben, das ich hinter mir gelassen habe, weil es schon längst nicht mehr das meine war? So naiv wie damals, so vertrauensselig und verletztlich will ich nie mehr sein! Heute bin ich reich, kann mir leisten, was ich will. Mich jagt niemand mehr mit Flüchen aus dem Ort und keine Frau wirft mit Steinen nach mir. Wenn ich in meiner Sänfte vorübergetragen werde, dann weichen sie zurück und machen lange Hälse, wollen sich einen Blick fangen aus meinen Augen. Ich hätte Magie in den Augen, sagt man von mir, könnte damit jeden Mann verzaubern, bis er nicht mehr weiß, wer er ist. Meinetwegen. Ich habe mir dieses Schicksal nicht ausgesucht, aber ich mache das Beste daraus. Und ich verdiene gut. Die Männer zahlen für ihr Vergnügen, ich brauche das Geld meiner Geschwister nicht mehr. Ich bin unabhängig. Warum also schleiche ich hier herum wie eine Bettlerin?

Eine rätselhafte Vorahnung hat mich hierher gezogen. Es ist ein starker Sog. Ich spüre: Heute wird etwas geschehen, das mein Leben für immer verändert. Maria schaute hinüber zu ihrem Elternhaus. Das Licht fiel aus allen Fenstern hinaus auf den steinigen Boden. Schatten tanzten auf und nieder, sie hörte Lachen und viele Stimmen, die durcheinander wogten.

So viele Gäste auf einmal? Das sieht meinem Bruder gar nicht ähnlich. Oder hat sich die Schwester Besuch eingeladen? Vielleicht feiert sie sogar – Hochzeit?

Maria verzog die Lippen. Den Mann möcht' ich sehen, der meine Schwester zähmt! Ich kann sie mir nicht als braves Weibchen vorstellen. Sie muss die Zügel in der Hand behalten. So war das schon immer. Sie befiehlt, das Volk gehorcht. Und was sie anordnet, ist vernünftig, da gibt es keine Frage. Unter ihrer Fuchtel gedeiht das Vieh, die Blumen blühen noch üppiger als woanders, sogar das Ungeziefer verzieht sich und wandert aus, hinüber zum Nachbarn, wo der Gärtner schwache Augen hat. Und wenn sie abends ihr Tagewerk geleistet hat, dann kniet sie wahrscheinlich neben ihrem Bett, mit geradem Rücken und hoch erhobenem Kinn und betet: »Lieber Gott, wenn du noch irgendwelche Fragen hast, dann stehe ich dir gern mit meinem Rat zur Verfügung.« Das ist meine Schwester und sie ist sich selbst genug und braucht keine Schulter, an die sie sich lehnen kann – sie hat ja selber zwei. Aber vielleicht täusche ich mich und sie hat tatsächlich einen Mann gefunden, den sie heiraten will. Das muss ich sehen!

Mit zwei, drei Sätzen war sie am Haus und schaute von der Seite ins Fenster der Halle hinein. Das Bodenmosaik schimmerte türkis und tief-

blau, in den Farben des Meeres. Wie sehr hatte sie dieses Ornament geliebt, war mit den Fingern an den goldenen Einsprengseln entlangspaziert, hatte sich Abenteuerreisen ausgedacht, damals, als Kind. Sie seufzte und trat einige Schritte beiseite, sah durch ein anderes Fenster. Von hier aus konnte sie die Couchen und Liegen beobachten, die in der Mitte des Raumes im Halbkreis aufgestellt waren. Dazwischen standen niedrige Tische aus glänzendem Olivenholz, boten Platz für Trinkbecher und Obstschalen. Auf den Couchen lagerten zehn oder zwölf Männer. *Hui, da hat sich Marta ja eine große Auswahl an Männern ins Haus geholt! Und so unterschiedliche noch dazu. Ich habe das Gefühl, dass hier etwas Geheimnisvolles vorgeht. Ich habe eine unbestimmte Ahnung, dass bald etwas geschehen wird, schon sehr bald, das alles auf den Kopf stellt. Ich muss dabei sein, muss das sehen!* Maria drehte den Kopf und suchte mit den Augen nach dem Bruder. Da, auf der Liege gegenüber lehnte er seitlich auf der weichen Couch, hatte den Ellenbogen aufgestützt. Maria erschrak. *Er ist ja noch blasser geworden, noch dünner, richtig hager und knochig!* Durch die weißen Schläfen schimmerten die Adern und seine Fingerknöchel waren knotig wie bei einem Greis.

Maria dachte an damals, als die Seuche durch den Ort waberte wie der Pestatem der Hölle. Fast alle im Ort lagen flach, keiner konnte auch nur einen Finger rühren. Nur die tüchtige Schwester blieb gesund. Die pflegte die Eltern, versorgte den Bruder und die kleine Maria, kümmerte sich um die Nachbarn – und vergaß sich selber dabei. Die Eltern starben trotz der guten Pflege, der schwer kranke Bruder schleppte sich aus dem Bett und erledigte alles, was zur Bestattung nötig war. Dann brach er erschöpft zusammen und konnte sich lange nicht mehr erholen. Die große Schwester biss die Zähne zusammen und steckte die letzten Bissen, die sie zusammenkratzen konnte, der Kleinen zu, nicht dem Bruder: »Du musst leben!« hatte sie immer zu ihr gesagt, ernst und eindringlich. »Du musst überleben!«

Die Kleine war davon kräftig geworden und hüpfte schon längst wieder im Sonnenschein über die Wiese, als der Bruder immer noch mit spitzer Nase in den Kissen lag und mit dem Tod disputierte. Es dauerte Monate, bis er wieder aufstehen konnte, und er blieb schwach und zerbrechlich und wurde schnell müde.

Und das hatte sich offenbar bis heute nicht geändert. Sein großer Kopf schwankte auf einem viel zu dünnen, faltigen Hals hin und her wie eine Sonnenblume auf dem Stängel, und seine Augen lagen tief in den

Höhlen. Sein Haar war grau geworden. Maria spürte, wie sich ihre Kehle zusammenzog. War es Liebe? Mitleid? Schuldgefühl? Unbehaglich hob und senkte sie die Schultern, dann schüttelte sie den Kopf, als könnte sie die schweren Gedanken damit verjagen. Prüfend ließ sie die Augen weiterwandern. *Jemand muss hier sein, der mich hierher gezogen hat, wer von diesen Männern könnte es sein? Ah, Männer!*

Einer von ihnen stand mit dem Rücken zu ihr und er sprach mit Feuer und einer sonoren Stimme, die eine wohlbekannte Glut in ihr entfachte, tief unten im Bauch. Seine Hände waren schmal, die Finger lang wie die einer Frau, und wäre ihm nicht das schimmernde dunkle Haar weit in den Nacken gefallen, dann hätte sie ihn für einen Römer gehalten, so groß und stattlich wirkte er. Sie seufzte wohligh und dachte: *Ein selten schöner Mann! Dreh dich um, damit ich dein Gesicht sehen kann!*

Ihr Gedanke wurde wahr. Als hätte sie ihn gerufen, wandte sich der Mann um und sah ihr durchs offene Fenster geradewegs in die Augen. Und dieser Blick fuhr ihr in die Glieder wie ein glühendes Messer, sie spürte, wie ihr Bauch hart wurde und ihr Atem heiß. *Da ist Es wieder. Ich kann nicht dagegen an. Es packt mich.* Sie konnte die Augen nicht abwenden von diesem Blick, der sie an sich zog wie mit tausend Seilen, sodass er sie nicht mehr losließ, selbst wenn sie gewollt hätte.

In diesem Augenblick spürte sie eine Hand an ihrer Schulter. Sie wollte die Hand abstreifen wie ein lästiges Insekt, aber das ging nicht. Die Hand hatte Schwielen und konnte energisch zupacken. »Was treibst du hier?«, dröhnte es ihr ins Ohr. Sie fuhr herum. Der Mann, der sie an der Schulter hielt, hatte breite Schultern und ein junges Gesicht, obwohl in seinen Bart eine Handvoll graue Fäden eingewebt waren. Seine Kleidung roch nach Hafen und See.

»Lass mich los, du tust mir weh!«, fauchte sie, weil er sie nun an beiden Oberarmen festhielt.

»Ich möchte nur wissen, was du hier zu schaffen hast«, sagte er ruhig.

»Das geht dich gar nichts an. Außerdem stinkst du – nach Fisch.« Es sollte verächtlich klingen, aber der Mann lachte nur.

»Du hast recht. Ich bin Fischer. Wahrscheinlich werde ich den Geruch nie mehr los. Aber jetzt komm mit ins Haus. Wenn du *mir* nicht vernünftig antworten willst, dann vielleicht dem Hausherrn?« Er schob sie zur Tür. Sie wand sich unter seinem Griff und versuchte,

seitlich auszubrechen, aber es half nichts. Da gab sie nach und ließ sich in die Halle führen.

Schlagartig wurde es still im Raum. Der schöne Mann mit den dunklen Haaren und den Glutaugen drehte sich zu ihr und musterte sie, als wäre sie eine Ware auf dem Markt. Sie warf die Lippen auf und schoss ihm unter gesenkten Lidern einen hochmütigen Blick zu, der seine Wirkung nicht verfehlte: Sie sah es an seinen Wangenmuskeln, die sich spannten, an den Augen, die sich unwillkürlich verengten. *Wie ein Jäger, der die Beute wittert*, dachte sie. *Aber du hast dich getäuscht. Du bist ebenso Beute wie ich, Opfer einer Leidenschaft, die uns beide verzehrt. Spürst du es auch schon? Fühlst du den Sog? Brennen wirst du, ja, brennen werden wir, bis wir – bis wir Asche sind.*

»Du solltest das Mädchen loslassen, dein Griff ist zu fest«, sagte einer, und diese Stimme tat ihr wohl wie Balsam auf sonnenerhitzter Haut. Sie wollte den Kopf drehen und ihn ansehen, der so freundlich sprach. Aber es ging nicht. Sie hatte ihre Muskeln nicht mehr unter Kontrolle. *Es hat mich wieder. Es treibt mich zum Wahnsinn! Ich kann diesem Drang nicht widerstehen. Ich will und muss zum Gipfel des Glücks hinauf – oder ist es ein Gipfel des Schmerzes? Es wird mir keine Ruhe geben, bis ich dieser Raserei in meinem Leib nachgegeben habe. Das ist mein Schicksal und heute hat es endlich ein Gesicht, von dem ich schon immer geträumt habe – dieser dunkle Mann mit den Augen, die locken und gleichzeitig wegstoßen. Ich will ihn! Ich will ihn ganz!*

»Sie hat draußen herumspioniert«, sagte der Fischer, der sie hereingebracht hatte.

»Die sieht nicht gerade aus wie eine Agentin des Sanhedrin¹«, sagte der Schöne samtweich und hielt sie immer noch mit seinen Augen fest. »Eher wie eine –«

»Maria!«, tönte es plötzlich aus der Ecke. »Du bist das? Du bist hier? Komm, komm her!«

1 Selbstverwaltung des jüdischen Volkes, bestand aus 70 einflussreichen und z. T. adeligen Männern, die religiöse und manchmal auch politische Fragen regelten. Die Abgeordneten gehörten den beiden Parteien der Pharisäer bzw. der Sadduzäer an, wobei die Pharisäer einen orthodoxen Kurs fuhren und am Althergebrachten festhielten, während die Sadduzäer aufgeschlossen für alles Neue waren und meinten, man müsse sich der römisch-griechischen Kultur stärker anpassen.

Das brach den Bann, und sie stürzte vorwärts, bis sie die Couch erreicht hatte. Der Bruder streckte ihr die Hand entgegen und zog sie neben sich auf sein Liegebett. »Wir haben uns so lange nicht mehr gesehen.«

Sie forschte in seinem Gesicht nach einer Spur von Ablehnung, nach Ekel oder Verachtung, aber sie fand nichts als Sorge und Liebe.

Hinter ihr wurde eine Tür geöffnet und sie hörte einen harten, energischen Schritt, der mittendrin stockte, und dann die trockene Stimme ihrer Schwester: »Ach, bist du mal wieder da ...« Etwas mühsam zog sich der Bruder zum Stehen hoch und sagte: »Ja, ihr Freunde, das ist unsere kleine Schwester Maria.«

Der Schöne zog hörbar die Luft ein und machte einen Schritt nach vorn. »Das – das ist deine Schwester?«

Er nickte. »Ihr habt sie noch nicht kennengelernt, weil sie nicht mehr bei uns wohnt. Sie hat sich in einer anderen Stadt – äh ... niedergelassen.«

»Ach – interessant«, murmelte der Dunkle.

Maria hielt den Kopf gesenkt. Sie wollte dem glühenden Blick des dunklen Mannes nicht begegnen, solange ihr Bruder neben ihr stand, er würde das sowieso nicht begreifen.

Der Graubart mit den schwieligen Händen zuckte mit den Achseln und brummte: »Ja, dann ... entschuldige, Mädchen, es war nicht böse gemeint.«

Sie schenkte ihm ein Lächeln, das unschuldig wirken sollte, und nickte.

»Ich wollte meine Geschwister wiedersehen«, sagte sie und bemühte sich, die Stimme nett und harmlos klingen zu lassen. »Aber ich wusste nicht, dass hier so viele Leute sind. Deshalb habe ich mich nicht getraut.«

Der Dunkle zwinkerte irritiert. Sie sah es aus den Augenwinkeln und spürte, wie sie allmählich die Kontrolle wiedergewann.

»Normalerweise wohne ich in Magdala«, sagte sie sanft. »Ich führe dort mein eigenes Geschäft.«

»Tatsächlich?«, summte der Dunkle und kam noch einen Schritt näher. »Und was ist das für ein *Geschäft*?«

Maria warf den Kopf zurück und schürzte die Lippen. Marta räusperte sich. Es klang drohend und als sich Maria nach der Schwester umsah, las sie in ihren Augen genau das, was sie vorausgeahnt hatte. *Sie schämt sich. Es ist ihr peinlich, dass ich gekommen bin – gerade heute, wo so viele Männer da sind, die sie beeindrucken möchte. Am liebsten würde*